

Die Hansen-Melancholie. Ein Erzählzyklus von Dirk Schmoll

Das scheint eine neue Diagnose zu sein: eine Hansen-Melancholie. Es gibt seit der Renaissance eine edle Melancholie, seit Robert Burton 1651 eine Schwermut der Liebe, eine Witwenmelancholie, eine hypochondrische oder „windige“ Melancholie, bei Agrippa von Nettesheim 1520 eine Gelehrten- und eine Heiligen-Melancholie sowie eine Künstler-Melancholie, welche letztere Albrecht Dürer besonders interessierte, um seine ins Bild zu setzen. Und nun also eine, die auf den Namen Hansen getauft wurde. Was ist Hansen? Ihr Entdecker? Dann könnte sie ja jeder bekommen, nein, dies nämlich ist die erste Botschaft dieser locker gefügten Erzählungen über einen Referenten im ministeriellen Umfeld namens Hansen: Jeder Mensch hat seine eigene Melancholie, eine ihm angehörende Stimmung, Introvertiertheit, Besinnlichkeit. Melancholie nämlich ist in diesem Buch weniger eine manifeste Krankheit, für die der Autor, Arzt und Psychiater Schmoll eher mit dem Begriff der Depression arbeiten würde, sondern eine gesteigerte Sensibilität, die auch schon zur Poetik dieser Erzählungen beiträgt. Sie lesen sich alle flüssig, alle sind sehr sinnlich in ihren Bildern und sinnig in ihren Aussagen.

Melancholie hat man, wenn man gerne phantasiert, vielleicht lieber als zu reisen oder sich einer öden Realität auszusetzen. So wirken die Geschichten phantastisch, aber auf Basis gesicherter Fakten, allemal wenn sie für Krankheitshintergründe verwendet werden. Es gibt motivliche Schwerpunkte im Zyklus: Literatur daselbst (Auf der Suche nach Kafkas Sohn, Gefangen in einer vergessenen Stadt – gemeint ist Görlitz, In der Bibliothek der ungedruckten Bücher – in Anlehnung an die Borges‘zu Babel), ferner die Angst vor Fremden, vor Fremdheit, vor Flüchtlingen, dann über die Mutter von Herrn Hansen, selbstverständlich die Liebe, die zwischen Traurigkeit und prickelnder Freude pendelt, um nur einige zu nennen.

Ein Prolog informiert darüber, dass der Erzähler Herrn Hansen als 35-Jährigen kennengelernt und „über die nächsten dreißig Jahre durchs Leben begleitet“ hat. Also ist er nun 65, ein melancholieverdächtiges Alter. Aber an dieser Stelle erweist sich das Buch als aufbauend und gar nicht melancholisch. Es werden neue Liebschaften genossen, Reisen unternommen und drauflos gelebt. In einem Epilog heißt es daher: „Ich lasse ihn allein nach Afrika fliegen, denn ich bin guten Mutes, dass er dort sein spätes Glück finden wird.“ Spätes Glück wünschen wir uns auch, eine leicht schwebende Lebensart, die wir trotz aller Trauer von diesem Buch als schöne Melancholie lernen, bevor die unschöne uns erfasst.

Thomas Isermann, Berlin

www.thomasisermann.de